

Was der Neid auf Schönheit und der Hass auf Reiche gemeinsam haben

Von Rainer Zitelmann

Stand: 15.08.2025 | Lesedauer: 6 Minuten



Über diese Kampagne mit Sydney Sweeney erregten sich Linke

Quelle: REUTERS/David 'Dee' Delgado

Es ist nicht nötig, dass es den Armen besser geht. Wichtiger ist, dass die Reichen verschwinden. Zu solchen Schlüssen kommt ein Philosoph, wenn er neidisch ist. Früher galt Neid als Todsünde, heute bestimmt er die Politik. Eine Nation übertrifft Deutschland sogar noch beim Neidisch sein.

Unter allen Emotionen ist Neid die am meisten unterschätzte Emotion. Sie wird oft geleugnet und maskiert. Niemand gibt gerne zu, dass er neidisch ist. Neidisch sind die anderen. Denn der Neider offenbart, dass der Beneidete etwas hat, das er selbst gerne hätte – aber eben gerade nicht hat. Und die Frage, warum er es nicht hat, kann für das eigene Selbstwertgefühl unangenehm sein. Könnte es sein, dass der andere vielleicht klüger ist, fleißiger oder kreativer?

Neid galt lange Zeit als eine der Todsünden. Neid muss maskiert werden, um akzeptiert zu werden – am besten als altruistische Tugend des Eintretens für Gerechtigkeit.

Dass Neid eine tatsächlich destruktive Emotion ist, wird oft bestritten. Gibt es nicht auch den guten Neid, der anspornt? Ist Neid nicht ein Antrieb, um selbst voranzukommen? Das Missverständnis kommt aus der alltäglichen Verwendung des Begriffs. Sage ich zum Beispiel: „Ich beneide dich um dein schönes Haus“, ist damit eigentlich Bewunderung gemeint, nicht Neid.

Neid ist kein Antrieb, sich selbst zu verbessern. Der Neider will den Abstand zwischen sich und dem Beneideten nicht dadurch verringern, dass er selbst aufsteigt und besser wird, sondern dadurch, dass die Situation des Beneideten verschlechtert wird. Es genügt dem Neider, dass der Beneidete unglücklich ist, um ihm Genugtuung zu verschaffen.

Beispiele dafür, wie Neid zur politischen Waffe wird, gibt es aktuell viele. So fordert zum Beispiel der Philosoph Christian Neuhäuser in seinem Buch „Reichtum als moralisches Problem“, Reichtum zu verbieten. Er meint, ein Grund Reichtum zu verbieten, liege bereits dann vor, wenn ein Teil der Gesellschaft reicher werde, der andere Teil jedoch in deutlich geringerem Ausmaß, denn dadurch steige die relative Armut. Man könne das Problem der relativen Armut auch dadurch lösen, dass man nicht die Situation der Armen verbessert, sondern nur den Reichen etwas von ihrem Reichtum nimmt.

Ein solches „Leveling Down“, so der Philosoph, könnte sehr positive Effekte haben. Auch ohne die Armut der Armen zu lindern, sei bereits viel gewonnen, wenn man den Reichen etwas wegnehme. Es helfe tatsächlich auf „substanzielle Weise, wenn die reichen Menschen weniger reich sind. Denn dann steigt die Möglichkeit von armen Menschen, als gleichrangige Gesellschaftsmitglieder aufzutreten und sich selbst als solche ansehen zu können.“ Es sei falsch, wenn jemand behauptete, „dass es keinen positiven und nur einen negativen Unterschied macht, wenn die Reichen weniger reich wären. Es macht für die Würde der Armen durchaus einen positiven Unterschied.“

Neuhäuser nimmt denn auch ausdrücklich für sich in Anspruch, dass er den Fokus nicht primär darauf lege, wie den Armen geholfen werden kann, sondern wie man den moralisch bedenklichen Reichtum abschafft. Genau dies ist aber Wesen des Neides: Es geht dem Neider nicht vor allem darum, die Lage der Schlechtergestellten zu verbessern, sondern die Situation des Beneideten (in diesem Fall: des Reichen) zu verschlechtern. Neider interessieren sich weniger für die Bekämpfung von Armut als für die Bekämpfung von Ungleichheit.

Neid gibt es schon immer, wie der Soziologe Helmut Schoeck etwa in „Der Neid und die Gesellschaft“ hervorgehoben hat. Aber früher hat man versucht, ihn einzudämmen, weil er als destruktive Emotion wahrgenommen wurde.

Sozialisten haben den Neid als nützliche Emotion entdeckt, was ihre Kritiker schon früh bemerkten – schon Papst Leo XIII. verurteilte in seiner Enzyklika Rerum Novarum (1891) den Sozialismus als eine Bewegung, die den Neid schüre und gesellschaftliche Zwietracht hervorrufe und damit Tür und Tor öffne für gegenseitige Missgunst.

Neid, so etwa gegen „Reiche“ oder „Besserverdiener“, lässt sich schüren, anstacheln, politisch instrumentalisieren – er wird damit zur politischen Waffe. Und das gelingt besonders gut in einer Gesellschaft wie unserer gegenwärtigen, in der Gleichheit vielen als Ideal gilt. Ungleichheit wird in einer solchen Gesellschaft als Ausdrucksform und Beweis für Ungerechtigkeit gesehen. Zunehmend werden die Begriffe „Ungleichheit“ und „Ungerechtigkeit“ wie Synonyme gebraucht.

Frankreich ist am neidischsten

Sind wir Deutsche besonders neidisch, wie es manchmal heißt? Ja, aber die Franzosen überflügeln uns noch. So zeigt es eine Befragung (<https://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/ecaf.12633>), die ich zusammen mit den Meinungsforschungsinstituten Allensbach und Ipsos MORI in 13 Ländern durchgeführt habe, um festzustellen, wo der Sozialneid gegen Reiche am stärksten ausgeprägt war. Die Nummer Eins war Frankreich, gefolgt von Deutschland. Am wenigsten neidisch waren die Polen. Hier werden Reiche eher bewundert und als Vorbilder gesehen, in Deutschland und Frankreich sind sie Sündenböcke.

Neid muss sich indes nicht auf Reichtum beziehen. Beneidet wird jeder, der irgendwie über dem Durchschnitt hinausragt. Auch Unterschiede im Aussehen werden neuerdings als Zeichen einer Ungleichheit kritisiert. In einem Artikel in der „Süddeutschen Zeitung“ vom Februar 2025 mit der Überschrift „Die Schere zwischen Schön und Hässlich“ (<https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/jetzt/schoen-haesslich-diskriminierung-e232196/?reduced=true>) heißt es, eine wachsende Menge an Daten über menschliches Verhalten deute darauf hin, „dass eine große Schere besteht zwischen den Schönen und den nicht so Schönen. Und dieser Graben sich weiter auftut.“

Das erinnert an die Klagen, die wir seit Jahren fast täglich lesen, wonach angeblich die „Schere zwischen Arm und Reich“ ständig weiter auseinander gehe. Die „Schön-weniger-schön-Schere“ übertrage sich „schleichend“ von der Online- auf die Offline-Welt. Die Diskriminierung nach Attraktivität sei die am meisten übersehene Form der Diskriminierung.

Heather Widdows, Professorin für angewandte Ethik an der Universität Warwick hat im britischen Parlament gefordert, der Staat solle auch in diesem Bereich für mehr Gerechtigkeit sorgen. Laut „Süddeutsche Zeitung“ könne dies „ein geschichtsträchtiger Anfangsmoment einer zukünftigen anti-lookistischen Massenbewegung“ werden.

Vorsicht „Lookismus“!

Wer mit dieser Terminologie nicht ganz vertraut sein sollte: „Lookismus“ bezeichnet im woken Diskurs die Diskriminierung von Personen, deren Körper von „gesellschaftlich gesetzten Normen“ abweichen. Bei diesen Normen, so heißt es, handele es sich um vielfältige Körper- und Schönheitsnormen, die z. B. suggerierten, dass Normkörper gesund, schön und leistungsfähig seien – und zu sein hätten.

Auch der Shitstorm, der vor kurzem wegen einer Werbung mit der US-Schauspielerin Sydney Sweeney (<https://www.welt.de/vermishtes/article688e0830a4488f28874e634a/Sydney-Sweeney-Blond-und-gute-Gene-Jeansmarke-verteidigt-Werbung.html>) losbrach und die darauffolgende Debatte, in die sich sogar der US-Vizepräsident J.D. Vance und schließlich Trump selbst einschaltete, passen in den Neid-Diskurs unserer Zeit. Vordergründig ging es um angeblichen Rassismus, aber tatsächlich ging es um eine schöne Frau und deren sexuelle Ausstrahlung. Caroline Downey kritisierte die Kampagne in der konservativen britischen Tageszeitung „Daily Telegraph“ (<https://www.telegraph.co.uk/us/comment/2025/08/01/left-wants-everything-to-be-ugly-why-hate-sydney-sweeney/>) “ mit den Worten, die woke Linke wolle einfach, dass alles hässlich sei – deswegen hassten sie Sydney Sweeney.

Die Idee, eine menschliche Grundemotion, den Neid, politisch zu instrumentalisieren, ist eben verführerisch und verfängt immer wieder – sei es nun gegen Reiche oder gegen schöne Frauen.

Rainer Zitelmann, Jahrgang 1957, ist Historiker und hat kürzlich den dystopischen Roman „2075. Wenn Schönheit zum Verbrechen wird“ (Langen-Müller, 288 Seiten, 22 Euro) veröffentlicht.